

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Ausgewählte Werke

J. J. Rousseau

Möbius, Paul J.

Leipzig, 1911

IV.[Unglück und Beginn der Krankheit.]

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8500

Unglück und Beginn der Krankheit.

IV.

Zunächst schien sich Rousseau durch das Unglück, das ihm widerfahren war, nicht niederdrücken zu lassen. Dafür spricht, dass er im Stande war, während seiner Flucht eine biblische Erzählung, die er kurz vor seiner Abreise gelesen hatte, nach Gessner's Art zu bearbeiten und aus ihr ein Idyll „der Levit aus Ephraim“ zu formen. Er hebt bei dieser Gelegenheit hervor, dass nach der ihm angeborenen Sinnesart ein kommendes Uebel ihn auf's Aeusserste errege, ein eingetroffenes aber rasch überwunden werde, und dass es ihm gar keine Mühe koste, seinen Feinden zu vergeben, da er sie vergesse. Die Bemerkung ist psychologisch richtig, und Rousseau hat vielfach durch die That bewiesen, dass seine Behauptung, der Hass sei ihm fremd, begründet war. Nachtragender Groll und Rachsucht haben niemals eine Stätte in ihm gefunden.

Schwerer als das Urtheil des Pariser Parlamentes verletzte Rousseau die Ungerechtigkeit seiner Vaterstadt. Am 11. Juni 1762 war der Emil in Paris verbrannt worden. Wenige Tage später verdammt der Genfer Rath den Emil und den Gesellschaftsvertrag als verwegene, ärgerliche, gottlose Schriften. Sie sollen öffentlich durch die Hand des Henkers verbrannt wer-

Flucht nach Motiers.

den und ihr Verfasser soll, sobald er das Gebiet der Republik betritt, verhaftet werden. Am 19. Juni wurde das Urtheil, soweit es die Bücher anging, ausgeführt. Dass der Rath dieses stürmische Verfahren, bei dem die gesetzlichen Formen gröblich verletzt wurden, beliebte, das hatte verschiedene Gründe. Choiseul scheint durch seinen Vertreter einen Druck ausgeübt zu haben, Voltaire und seine Freunde wühlten, die in Genf herrschenden Geschlechter fürchteten, Rousseau werde nach Genf kommen und das Haupt der Unzufriedenen werden.

Rousseau hatte sich nach Yverdon (Ifferten) in der Waadt begeben, wo er bei alten Freunden eine herzliche Aufnahme fand. Bald wurde er auch von hier verjagt. Der Senat von Bern erliess einen Ausweisungsbefehl. Schon ehe dieser eintraf, hatte der Verfolgte das Berner Gebiet verlassen und sich nach der preussischen Grafschaft Neuenburg begeben. Hier bezog er zu Motiers im Val de Travers ein ihm von einer Freundin angebotenes Haus, nachdem er bei dem Statthalter um des Königs Schutz gebeten. Der Statthalter war Lord Keith, Marschall von Schottland, ein persönlicher Freund Friedrich des Zweiten. Er empfing Rousseau sehr gütig, verwendete sich für ihn bei dem Könige, und bald entstand zwischen Rousseau und dem alten Lord aufrichtige Freundschaft. Rousseau besuchte „Milord-Maréchal“ wenigstens alle vierzehn Tage in dem Schlosse Colombier, er nannte ihn Vater, jener ihn Sohn. Es sind ziemlich viele Briefe Rousseau's an den Lord erhalten, aus allen spricht die zärtlichste Liebe,

Unglück und Beginn der Krankheit.

das unbedingtste Vertrauen, und es scheint, dass auch von Seite des alten Herrn eine überraschende Wärme der Empfindung vorhanden gewesen ist. Auch der König zeigte sich gütig gegen Rousseau. Er sicherte ihm seinen Schutz zu, bot ihm Unterstützung an und bewies ihm jederzeit als einem ebenso unglücklichen wie bedeutenden und ehrenwerthen Manne Achtung. Somit war die Lage Rousseau's fürs Erste eine gesicherte und er konnte Therese, die sich im Unglücke treu und anhänglich bewiesen hatte, nachkommen lassen, um mit ihr einen eigenen Haushalt einzurichten. Vollkommene Ruhe freilich fand er nicht. Die Geistlichkeit murrte auch in Neuchatel, Voltaire that, was er thun konnte, und es regnete von allen Seiten Streitschriften. Von diesen beantwortete Rousseau nur eine, nämlich den Hirtenbrief des Erzbischofs von Paris, in dem der Emil und sein Verfasser auf das Schärfste verurtheilt und die Gläubigen vor ihnen gewarnt worden waren. Rousseau's Entgegnung erregte grosses Aufsehen und ist in der That ein Meisterwerk, das man nicht mit Unrecht Lessings Streitschriften vergleichen hat. Freilich sind auch hier einzelne wahnhaftige Aeusserungen vorhanden, die Sturmvögel der herannahenden Paranoia.

Kurze Zeit nach seiner Niederlassung zu Motiers-Travers fing Rousseau an, sich auf armenische Art zu kleiden. Es war dies kein neuer Gedanke von ihm. Er war schon mehrmals darauf gekommen und besonders hatte er zu Montmorency, als sein Zustand den häufigen Gebrauch des Katheters nöthig machte, gewünscht,

Die armenische Kleidung.

eine bequemere Kleidung als die übliche zu haben. Da zufällig ein armenischer Schneider seine Verwandten in Montmorency besuchte, bestellte sich Rousseau bei ihm die neue Ausstattung. Obwohl Frau von Luxemburg ihm rieth, sich des orientalischen Gewandes unbedenklich zu bedienen, hinderten ihn daran doch die durch den Emil erregten Unruhen. Als nun in Motiers die Blasenbeschwerden in verstärktem Maasse wiederkehrten, legte Rousseau den langen Rock, den grauen Kaftan mit dem Gürtel und die Pelzmütze an und erschien so auf der Strasse, in der Kirche und auch bei dem Lord-Marschall, der sich damit begnügte, den Orientalen mit Salem aleikum zu begrüßen. Rousseau hat die armenische Tracht beibehalten, bis er im Jahre 1770 wieder nach Paris zog. Sie bot natürlich seinen Gegnern Anlass, sich über ihn lustig zu machen, und diente wesentlich mit dazu, ihn als schrullenhaften Sonderling erscheinen zu lassen. Ungewöhnliche Kleidungsart wird ja mit Vorliebe als ein Zeichen der Verrücktheit vom Publikum betrachtet.

Wie eben erwähnt wurde, war Rousseau's Gesundheit auch in Motiers nicht gut. Während er in Montmorency das Wasser beschuldigt hatte, hielt er jetzt die rauhe Luft Motiers für ihm schädlich. Mag diese Meinung begründet sein oder nicht, auf jeden Fall hatte er sowohl im Sommer als im Winter, der ihn ganz in's Zimmer bannte, arg zu leiden.*) „Meine Krankheit verschlimmert sich“, schreibt er einmal, „und wird

*) Vor einigen Jahren habe ich Motiers aufgesucht. Es ist ein hochgelegenes melancholisches Oertchen im Jura, das eigent-

Unglück und Beginn der Krankheit.

fast unerträglich“. Auch trat ein neues Leiden auf: Ischias, die Rousseau seltsamer Weise als ein in seiner Familie erbliches Uebel bezeichnet. Er erschrak, weil er fürchtete, durch das Hüftweh am Spaziergehen gehindert zu werden, dem einzigen Vergnügen, das ihm, einer „ambulanten Maschine“ übrig bleibe, und beschloss, die Kur in dem Schwefelbade Aix-les-Bains zu brauchen. Sehr schlimm muss die Ischias nicht gewesen sein, denn er legte den Weg bis Morges am Genfer See zu Fuss zurück. Als er jenseits des Sees in Thonon eine Zusammenkunft mit seinen Genfer Freunden gehabt hatte, fühlte er sich, vielleicht in Folge der Gemüthsbewegungen kränker. Das Wetter war sehr unfreundlich, und der Reisende kehrte um. Es scheint, dass das Hüftweh auch ohne die Dusche von Aix verschwunden ist.

Häufig kehrt in Rousseau's Briefen die Klage wieder, dass sein Kopf matt geworden sei, dass er nicht mehr denken könne und zu geistiger Arbeit unfähig sei. Doch handelt es sich dabei wohl mehr theils um vorübergehende Abspannung, theils um Verdross über die Thätigkeit, die Anlass zu seinem Unglücke gegeben hatte. Mochte er sich auch zeitweise erschöpft fühlen, mochte er das Denken verwünschen, weder in seinen Briefen, noch in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften aus jener Zeit ist ein

lich nur aus einer Häuserreihe besteht, und das Klima mag ziemlich rauh sein. Man zeigt die Zimmer, die Rousseau bewohnt hat: zwei trübe unerquickliche Räume, in denen man das Wort Comfort nicht aussprechen darf.

Die Genfer Streitigkeiten.

Nachlassen der Schärfe und der Lebhaftigkeit seines Geistes zu entdecken. Auch sein Urtheil über die eigene Lage ist ein durchaus angemessenes, ruhig und klar spricht er über Freund und Feind, ja zeitweise vermag er über seine Gegner zu scherzen. Im Allgemeinen war das Leben Rousseau's in Motiers ganz angenehm. Die Gegend gefiel ihm und an Unterhaltung fehlte es durchaus nicht, da viele, oft zu viele Besucher den berühmten Mann zu sprechen wünschten. Verschiedene freundschaftliche Verhältnisse wurden angeknüpft, unter denen das zu Dupeyrou für Rousseau später am wichtigsten wurde. Doch fehlten auch traurige Erlebnisse nicht: Rousseau erfuhr den Tod des Marschalls von Luxemburg und den der Frau von Warens, er musste Abschied von Lord Keith nehmen, der Neuenburg verliess, um sich zunächst auf seine Güter in England und dann an den Hof Friedrichs zu begeben.

Anfänglich hatte Rousseau erwartet, der Genfer Rath werde sich besinnen und sein Unrecht gegen ihn wieder gutzumachen suchen. Als aber in Genf alles ruhig blieb, entsagte er feierlich seinem Bürgerrechte. Dieser Schritt erregte Aufsehen, und ein Theil der Bürgerschaft erhob Einsprache gegen die Rousseau zu Theil gewordene Behandlung. Der Rath wies die „Repräsentanten“ zurück, der Streit aber nahm seinen Fortgang und gestaltete sich allmählich zu einem Kampfe zwischen der herrschenden Gruppe und dem eigentlichen Volke. Als durch eine geschickt geschriebene Schrift, „die Briefe vom Lande“, die Sache der Aristokraten obzusiegen schien, fühlte Rousseau sich be-

Unglück und Beginn der Krankheit.

wogen, durch „Briefe vom Gebirge“ für sein und seiner Freunde Recht einzutreten. Die nach unseren Begriffen durchaus maassvolle Streitschrift, in der mit grosser Klarheit und Gründlichkeit die eigene Angelegenheit Rousseau's verfochten, das verfassungswidrige Verhalten des Rathes angegriffen wird, erregte einen Sturm des Unwillens. Man gab Rousseau Schuld, er beabsichtige, einen Bürgerkrieg zu erregen. Seine Schrift wurde in Frankreich verboten, angeblich im Haag verbrannt, der Senat von Bern erliess ein Edict voll beleidigender Ausdrücke gegen Rousseau, der Rath von Genf erklärte, „dass diese Schrift keine Erwiderung verdiene, und man sich selbst entehren würde, wenn man auf sie antworten wollte“. Aus vielen privaten Federn floss Galle, und auch Manche, die sich bis dahin Rousseau's Freunde genannt hatten, wandten sich von ihm ab. Das Schlimmste war eine namenlose Flugschrift mit der Ueberschrift „Ansichten der Bürger“. Dieses niederträchtige Schriftstück besteht aus den gemeinsten Schmähungen Rousseau's. „Man hat Mitleid mit einem Verrückten“, beginnt es, „wenn aber der Wahnsinn zur Wuth wird, bindet man ihn. Die Tugend der Toleranz würde dann zum Laster. Wir haben J. J. Rousseau, den ehemaligen Bürger unserer Stadt beklagt, so lange er in Paris das traurige Gewerbe eines Possenreissers trieb“ . . . „Es war traurig für einen Genfer, der nach Paris kam, sich durch die Schande eines Landsmannes erniedrigt zu sehen“ . . . „Wir haben ihm seine Romane verziehen, in denen Scham und Sitte ebensowenig wie der gesunde Ver-

Verleumdungen.

stand geschont werden“ . . . „Durch seine letzte Schrift aber hat er jede Duldung unmöglich gemacht“ . . . „Der Wahnsinn kann nicht mehr zur Entschuldigung dienen, wenn er Verbrechen begehen lässt. Er mag jetzt immerhin sagen, erkennt meine Gehirnkrankheit an meinen Inconsequenzen und Widersprüchen“, er hat doch Jesus Christus, die Geistlichkeit und alle Behörden auf das Schmäglichste beleidigt . . . „Eine Verrücktheit, die es zu solchen Gotteslästerungen bringt, kann sie auf andere Art geheilt werden, als durch die Hand dessen, der an seinen anderen Schandschriften Gerechtigkeit geübt hat? [d. h. des Henkers]“ . . . Wer ist dieser Mann? Ist es ein Gelehrter? „Nein, es ist der Verfasser einer Oper und zweier ausgepiffenen Lustspiele“ . . . „ein Mensch, der noch die schrecklichen Folgen seiner Ausschweifungen an sich trägt, und der als Marktschreier verkleidet von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg eine Unglückliche mit sich schleppt, deren Mutter er umkommen liess, deren Kinder er an der Thüre eines Hospitals ausgesetzt hat“ u. s. f. Ueber den Verfasser dieser Schmähschrift täuschte sich Rousseau vielleicht, er hielt einen Pastor Vernes dafür, es wird aber, obwohl der Stil des plumpen Machwerks durchaus nicht an den Voltaire's erinnert, mit Bestimmtheit behauptet, dass der Verfasser Voltaire sei, der Rousseau auch anderweit für „einen niederträchtigen Verleumder, einen verächtlichen Schurken, ein Scheusal, das gehängt werden sollte“, u. s. w. erklärte. Anscheinend verachtete Rousseau den giftigen Angreifer, er schickte das Schriftchen seinem Pariser Verleger mit

Unglück und Beginn der Krankheit.

einigen Anmerkungen und beauftragte diesen, es abzu-
drucken, damit die Bewohner von Paris ihr Urtheil
fällen könnten. Es ist aber kaum zweifelhaft, dass er
innerlich doch schwer verwundet war, und dass der An-
griff auf seinen guten Namen ihn auf das Bitterste ge-
kränkt hatte. Von nun an schwebte ihm das Gespenst
der „Entehrung“ vor und raubte ihm von Jahr zu Jahr
mehr die Ruhe der Seele.

In den Briefen vom Gebirge finden sich sehr frei-
müthige Erörterungen über die christliche Glaubens-
lehre und scharfe Angriffe auf die protestantische Or-
thodoxie, die die Geistlichkeit in argen Zorn versetzten
und für Rousseau überaus unangenehme Wirkungen
hatten. Der Pastor von Motiers nämlich, der sich bis
dahin sehr zuvorkommend gegen Rousseau gezeigt
hatte, verwandelte sich in seinen heftigsten Feind. Er
versuchte zunächst, auf gesetzlichem Wege Rousseau
beizukommen und seine Excommunication zu bewir-
ken, als dies aber nicht gelang, hetzte er von der
Kanzel aus und im Geheimen die Bauern auf. Dies
gelang und bald begleiteten Schimpfworte, Drohungen
und Steinwürfe den Philosophen auf seinen Spazier-
gängen. Monatelang ertrug Rousseau geduldig die
Misshandlungen. Schliesslich aber bedrohte die Wuth
des Pöbels Sicherheit und Leben, denn in einer Nacht
wurde Rousseau's Wohnung umzingelt und mit grossen
Steinen bombardirt. Als solchen Angriffen gegenüber
die Behörden nur in lässiger Weise einschritten, ver-
liess Rousseau Motiers und das Neuenburger Gebiet
(September 1765).

Flucht nach der Petersinsel.

Er wählte als Zufluchtort die Peterinsel des Bieler Sees, nachdem ihm von maassgebenden Leuten versichert worden war, dass die Berner Regierung ihn daselbst nicht behelligen werde. Auf der stillen Insel hoffte er die sehnsüchtig gesuchte Ruhe zu finden. In der That fühlte er sich auf ihr überaus glücklich, und noch kurz vor seinem Tode hat er in bezaubernder Weise die Freuden dieser Zeit geschildert. Obwohl er ganz der Natur und seinen Träumen leben wollte, arbeitete er doch auch jetzt und schrieb den „Entwurf einer Verfassung für Corsika“. Die corsische Nationalregierung nämlich hatte Rousseau durch einen Hauptmann Buttafuoco, der sich später als eine des Vertrauens unwerthe Person gezeigt hat, bitten lassen, dem tapferen Volke, das das Joch der Genuesen abgeworfen hatte, bei der Staatsbildung behülflich zu sein. Rousseau hatte sich nach langen Verhandlungen zu der Arbeit entschlossen, obwohl er das Schicksal Corsika's ahnte. In Wirklichkeit beabsichtigte schon damals die französische Regierung, sich die Insel anzueignen, ein Plan, der etwas später zur Ausführung gelangte und natürlich Rousseau's Bemühungen überflüssig machte.

Das Stilleben auf der Peterinsel sollte nur von kurzer Dauer sein. Schon im Oktober fand sich die Berner Regierung veranlasst, Rousseau aus ihrem Gebiete auszuweisen. Dieser Befehl veranlasste ihn zu einem Gesuche, das seine tiefe Entmuthigung kundgiebt. Sein Alter und seine Krankheit gestatteten ihm nicht, im Beginne des Winters lange und mühsame Reisen

Unglück und Beginn der Krankheit.

zu unternehmen, in der Nähe aber finde er keine Zuflucht mehr. So bitte er denn den Senat, ihn für den Rest seines Lebens als Gefangenen in irgend eine Burg einzuschliessen. Er wolle für seinen Unterhalt selbst sorgen, verzichte auf Papier und Feder, sowie auf den Verkehr mit der Aussenwelt, nur um einige Bücher und die Erlaubniss, zuweilen in einem Garten sich ergehen zu dürfen, bitte er. Der Senat von Bern hatte die Rohheit, diese Bitte mit dem Befehle, in 24 Stunden den Boden der Republik zu räumen, zu beantworten. Rousseau gehorchte und reiste nach einem kurzen Aufenthalte in Biel nach Basel, um von da aus den Weg nach Potsdam, dem Wohnorte des verehrten Lord-Marschall, einzuschlagen. In Basel aber fühlte er sich schon so leidend, dass er zu der Ueberzeugung kam, er könne die weite Reise nach Berlin nicht aushalten. Diese Ansicht wurde befestigt durch die Beschwerden, die ihm die Fahrt von Basel nach Strassburg verursachte. Es war die „abscheulichste Fahrt, die er je in seinem Leben gemacht“, gänzlich erschöpft und von Schmerzen geplagt, kam er an. Er blieb zunächst in Strassburg und wurde hier wider Erwarten von der Gesellschaft nicht nur, sondern auch von den Behörden mit Zuvorkommenheit, ja Ehrerbietung aufgenommen, mit Höflichkeiten und Auszeichnungen überschüttet. Er entschloss sich nun, einen Vorschlag anzunehmen, der ihm wiederholt und mit grossem Nachdrucke gemacht worden war. Frau von Boufflers hatte ihm zuerst gerathen, sich nach England zu begeben, wo er Ruhe finden und durch die Freundschaft

Flucht nach England.

ihres Freundes, des Philosophen und Geschichtschreibers David Hume unterstützt werden würde. In gleicher Richtung hatte sich die Marquise von Verdelin, eine Bekannte aus Montmorency, die Rousseau in Motiers besuchte, bemüht. Hume hatte auf Antreiben der Damen an Rousseau geschrieben und ihm in sehr liebenswürdiger Weise seine Dienste zu Gebote gestellt. Obwohl Rousseau eine hohe Meinung von Hume hegte, die besonders durch das dem Hume von Lord Keith gespendete Lob gesteigert wurde, hatten ihn bis dahin die Vorliebe für sein Heimathland und eine natürliche Abneigung gegen England dem Drängen der Freunde widerstehen lassen. Als aber jetzt Hume, der von seinem Posten als Gesandtschaftsecretär in Paris nach London zurückzukehren gedachte, seine Einladung erneuerte, und als Lord Keith sie angelegentlich befürwortete, gab Rousseau nach und reiste mit einem Passe, den seine vornehmen Freunde von der französischen Regierung für ihn erlangt hatten, nach Paris, um sich mit Hume zu vereinigen. Er glaubte in diesem nicht nur einen moralisch ebenso, wie intellectuell hochstehenden Mann, sondern auch den Freund, nach dem seine Seele verlangte, zu finden. Mit unbedingtem Vertrauen und mit demselben Uebermaasse der Empfindungen, das er früher Diderot dargebracht hatte, stürzte er sich in Hume's Arme. Diese Reise nach Paris konnte wegen der strengen Kälte und wegen der Empfindlichkeit Rousseau's gegen das Fahren nur in kurzen Tagereisen zurückgelegt werden. Dennoch bekam Rousseau in Epernay einen so heftigen Anfall

Unglück und Beginn der Krankheit.

seines Uebels, dass er „die Hoffnung aufgab, den Morgen noch zu erleben“. Der kurze Aufenthalt in Paris gestaltete sich zu einem Triumphe für Rousseau. Er wohnte als Gast des Prinzen Conti im Temple, und alle Welt beeilte sich, ihm die Aufwartung zu machen. Das mochte den Herzog von Choiseul verdrissen, denn er liess Rousseau durch die Polizei zur Abreise ermahnen. Sie erfolgte am 2. Januar 1766, und nach günstiger Fahrt betrat Rousseau den Boden Englands.

Als die Reisenden in Dover angelangt waren, fiel Rousseau dem neuen Freunde um den Hals und bedeckte vor Rührung sprachlos sein Gesicht mit Küssen und Thränen. Die Hauptstadt bereitete dem verfolgten Schriftsteller einen glänzenden Empfang. Die Zeitungen sprachen von der Ankunft des berühmten Mannes, die vornehme Gesellschaft suchte ihn auf, selbst ein königlicher Prinz machte ihm einen Besuch. Doch fühlte sich Rousseau in dem ruhelosen Treiben Londons nicht wohl und bezog nach sechzehn Tagen eine Wohnung in dem Dorfe Chiswick, die eine vorläufige Zuflucht darstellte, bis die endgiltige Wohnstätte gefunden wäre. Vielfache Anerbietungen wurden von begüterten Freunden gemacht, doch war es schwer, eine Wahl zu treffen, und erst im März entschied sich Rousseau für das Dorf Wootton in der Grafschaft Derby, woselbst ihm in dem Landhause des reichen Herrn Davenport eine Wohnung gegen billige Vergütung überlassen wurde. Am 18. März reiste er mit der inzwischen eingetroffenen Therese und dem Hunde Sultan nach Wootton, und schon am 22. konnte er Hume

Wachsende Verstimmung.

melden, dass er glücklich an dem Ziele angelangt sei. Das Haus des Herrn Davenport lag auf halber Bergeshöhe und gewährte eine weite Aussicht über das von einem Bache durchströmte, von bewaldeten Hügeln eingeschlossene Thal. Es war klein und einfach, aber behaglich. An anmuthigen Spaziergängen fehlte es nicht. Störungen von aussen fehlten, da die nächste Stadt zwei Stunden weit entfernt und überdem Rousseau ebenso wie Therese der Landessprache unkundig war. Mit alledem war Rousseau sehr zufrieden und nur das rauhe Klima seines neuen Wohnortes fand er zu tadeln. Er meinte, die Sonne habe keine rechte Kraft und die ganze Natur sei gleichsam träge und gefühllos. Anfangs glaubte er aufzuathmen, als er den Dunstkreis Londons verlassen hatte, aber bald empfand er auch in Wootton den „düsteren Einfluss der Luft“. Seine Schlaflosigkeit nahm zu, seine Stimmung verdüsterte sich, und traurige Gedanken plagten ihn. Es mag dahingestellt sein, ob und in wie weit das Klima an der Verdunkelung seines Inneren Schuld hatte.

Waren auch die ersten Erfahrungen in England freundlich und wohlthuend gewesen, die weiteren waren zum Theile recht bitter. Die öffentliche Meinung, die zuerst nur Bewunderung und Theilnahme ausgedrückt hatte, schien umzuschlagen. Spöttische Bemerkungen und Verdächtigungen traten in den Zeitungen an die Stelle der Lobeserhebungen. Schmähschriften erschienen und wurden mit dem grössten Eifer verbreitet und gelesen. Für Rousseau aber erhob sich keine Stimme und der Druck der apologetischen Briefe,

Unglück und Beginn der Krankheit.

die Dupeyrou verfasst hatte, kam nicht zu Stande. Zwei Streiche verwundeten Rousseau besonders tief: die „lettre au docteur Pansophe“ und die „lettre du Roi de Prusse à M. J.-J. Rousseau“. Die erstere Schrift ist eine ebenso geistreiche wie boshafte Verhöhnung Rousseau's, in der er als eitler Heuchler dargestellt wird. Jedermann erkannte in ihr die Feder Voltaire's, und obwohl dieser die Urheberschaft abgelehnt hat, ist sein Stil doch in jedem Satze zu erkennen. Rousseau meinte, gegen diese Bitterkeit sei „le sentiment des citoyens“ noch süß gewesen. Man könnte auch sagen: die erste Schandschrift sei ein Keulenschlag, die zweite ein vergifteter Pfeil. Fast ebenso wie durch Voltaire's Schmähungen fühlte sich Rousseau durch den erdichteten Brief des Königs von Preussen gekränkt, den er ein Werk der grausamsten Bosheit nennt. In dem Briefe bietet der König Rousseau in seinen Staaten spöttisch ein Asyl an und drückt die Meinung aus, dass Rousseau sich verfolgen lasse, um sich interessant zu machen. „Wenn Sie dabei beharren, sich den Kopf zu zerbrechen, um neue Leiden ausfindig zu machen, so bin ich König und kann Ihnen deren so viele bereiten, wie Sie eben wünschen“. Rousseau glaubte, d'Alembert sei der Verfasser dieses Stückes. Fürchterlicher aber als alles andere war für Rousseau die Erkenntnis, dass er sich in Hume geirrt habe, dass er von diesem auf das Schmählichste betrogen sei. Lange sträubte er sich gegen diese Einsicht, aber Verdachtgrund reihte sich an Verdachtgrund, und schliesslich wurde ihm das ganze Gewebe klar.

Der Verdacht gegen Hume.

Er sah, dass er das Opfer eines teuflischen Complotes war. Wiederholte Andeutungen brachten Hume nicht zum Reden, endlich entschloss sich Rousseau, deutlich zu werden. Er schrieb am 23. Juni: „Ich kenne Sie, mein Herr, und Sie wissen es. Ohne frühere Verbindung, ohne Streit, ohne Händel, ohne dass wir uns anders als durch den Schriftstellerruf kannten, liessen Sie es sich angelegen sein, mir in meinem Unglücke Ihre Freunde und Ihre Hilfe anzubieten. Gerührt von Ihrem Edelmuthe werfe ich mich in Ihre Arme. Sie führen mich nach England, scheinbar, um mir eine Freistätte zu verschaffen, in Wirklichkeit, um mich zu entehren. Sie widmen sich diesem edlen Werke mit einem Ihres Herzens würdigen Eifer und einer Ihrer Befähigung würdigen Geschicklichkeit“. Auf diese Anklage hin forderte Hume Erklärungen, und Rousseau gab sie in einem langen Briefe vom 10. Juli 1766. Sein Inhalt ist etwa folgender.

Rousseau weiss wohl, dass er einen juridischen Beweis nicht liefern kann, seine Ansicht beruht nur auf seiner Ueberzeugung. Er will offen und ehrlich den Verlauf der ganzen Bekanntschaft darlegen, und ruft Hume's Gewissen zum Richter auf. Er spricht daher im Weiteren von Hume in der dritten Person. Zunächst schildert er den Anfang ihrer Beziehungen, ihr Zusammentreffen in Paris, ihre Ankunft in England, den glänzenden Empfang in London, die Bemühungen Hume's, ihm Freunde zuzuführen und andere Wohlthaten zu erweisen. Hume hatte Rousseau malen lassen und hatte sich besonders bemüht, ihm eine königliche

Unglück und Beginn der Krankheit.

Pension zu verschaffen. Rousseau hatte erklärt, er werde die Pension dankbar annehmen, wenn Lord Keith seine Zustimmung gebe. Es folgt das Suchen nach einem Wohnorte und die Uebersiedelung nach Wootton. „Nun glaubte ich, dass alle meine Leiden ein Ende hätten. Nein, hier beginnen sie grausamer, als ich es je empfunden“. Rousseau hebt hervor, dass, so sehr die Wohlthaten Hume's hochzuschätzen seien, er ihrer eigentlich nicht bedurft habe. Er sei nicht als Bettler, noch als Unbekannter in das Land gekommen. Er habe nichts als eine Freistätte gesucht, auf der er von dem Seinigen leben könnte, und diese gewähre England jedem Verfolgten. Rousseau erzählt nun, wie seit seiner Ankunft die Stimmung in London sich geändert hatte, wie die Zeitungen ihn mit Spott und Hohn verfolgten. „Da ich zu sehr an die Unbeständigkeit des Publikum gewöhnt bin, wunderte ich mich nicht gross über diesen schroffen Wechsel, über diese seltsame Einstimmigkeit, dass nicht einer von denen, die mich als Abwesenden so gelobt hatten, auftrat, und sich meiner erinnerte, als ich da war. Ich fand es bizarr, dass gerade nach der Rückkehr des Herrn Hume, der soviel Ansehen in London geniesst, soviel Einfluss auf die Schriftsteller und die Buchhändler hat, so viel Verbindungen mit ihnen besitzt, seine Gegenwart einen so ganz anderen Erfolg hatte, als man von ihr erwarten durfte, dass unter so vielen Schriftstellern aller Art nicht einer seiner Freunde sich als der meinige zeigte. Dass Die, die sprachen, seine Feinde nicht waren, war klar, denn sie rühmten seinen Charakter . . .“

Der grosse Brief an Hume.

Mehr noch hat ihn in Erstaunen gesetzt, dass im persönlichen Verkehre der Ton ein anderer geworden war. Wohl hätten Hume's Freunde sich fortdauernd bemüht, ihm Gefälligkeiten zu beweisen, aber die Art ihres Benehmens habe sich geändert. Insbesondere der Herr, bei dem sie abgestiegen seien, und sein Bruder haben sich rücksichtslos gezeigt und eine gewisse Missachtung nicht verhehlt. Hume selbst hat im Gegentheile durch übertriebene Schmeicheleien sich verdächtig gemacht, statt den Worten wahrer Freundschaft habe er fades Lob dargeboten. Es habe im Verkehre den Eindruck gemacht, als wünsche Hume Rousseau nicht sowohl Wohlwollen, als Unterstützungen zuzuwenden. Obwohl Hume wusste, dass Rousseau's Tasche nicht leer war, erfolgten doch fortwährend mehr oder weniger verletzende Anerbietungen, als ob Rousseau auf öffentliche Kosten leben wollte. Doch sei zuzugestehen, dass diese Mildthätigkeit auch im guten Sinne ausgelegt werden könne.

„Gehen wir weiter. Man verbreitet zu Paris einen falschen Brief des Königs von Preussen, der an mich gerichtet und voll der grausamsten Bosheit ist. Ich erfahre mit Ueberraschung, dass ein Herr Walpole, ein Freund des Herrn Hume, diesen Brief verbreitet. Ich frage, ob dies wahr sei, aber statt aller Antwort fragt mich Herr Hume, von wem ich es wisse. Einen Augenblick vorher hatte er mir eine Karte für eben diesen Herrn Walpole gegeben, damit sich dieser um die wichtigen Papiere, die ich mir in Sicherheit von Paris kommen lassen wollte, bemühe. Ich erfahre, dass der

Unglück und Beginn der Krankheit.

Sohn des Gauklers Tronchin, meines tödtlichsten Feindes, nicht nur der Freund und Schützling des Herrn Hume ist, sondern auch mit ihm zusammenwohnt. Als Herr Hume bemerkt, dass ich dies weiss, sagt er es mir im Vertrauen und versichert mich, dass der Sohn dem Vater nicht gleiche. Ich habe einige Nächte in diesem Hause bei Herrn Hume mit meiner Haushälterin zugebracht und nach der Miene und dem Empfange, mit dem uns die Wirthe, seine Freunde, beehrt haben, habe ich die Art beurtheilt, in der er oder dieser Mensch, von dem er sagt, dass er seinem Vater nicht gleiche, von ihr und mir gesprochen haben muss. Die unter einander in Verbindung gebrachten That-sachen und ein gewisser allgemeiner Eindruck, verursachten mir allmählich Sorgen, die ich mit Schrecken zurückwies. Indessen die Briefe, die ich schreibe, kommen nicht an; ich bekomme welche, die geöffnet worden sind, und alle sind durch Herrn Hume's Hände gegangen. Wenn einer ihm entwischt, kann er die brennende Begierde, ihn zu sehen, nicht verbergen“. Rousseau erzählt ein Beispiel von der seltsamen Sucht Hume's, den Briefwechsel Rousseau's zu überwachen. „Nach dem Abendessen, als wir schweigsam am Kamin sassen, bemerkte ich, dass er mich fixirte, wie es ihm oft begegnete und in einer Art, die sich schwer beschreiben lässt. Dieses Mal machte mich sein trockenes, heisses, spöttisches, langes Anstarren mehr als unruhig. Um mich davon zu befreien, versuchte ich, ihn meinerseits zu fixiren. Aber als meine Augen den seinigen begegneten, fühlte ich einen unerklärlichen Schauer und

Der grosse Brief an Hume.

bald musste ich die meinigen niederschlagen. Der Gesichtsausdruck und die Stimme des guten David sind die eines guten Mannes, aber woher, grosser Gott, nimmt dieser gute Mann die Augen, mit denen er seine Freunde fixirt? Der Eindruck dieses Blickes bleibt und erschüttert mich. Meine Unruhe steigert sich bis zur Bestürzung: wäre nicht ein Ausbruch erfolgt, ich wäre erstickt. Bald ergreifen mich lebhaftere Gewissensbisse, ich empöre mich über mich selbst; endlich in einer Aufwallung, deren ich mich noch mit Freuden erinnere, werfe ich mich an seinen Hals und umschliesse ihn eng. Heftig schluchzend und überströmt von Thränen rufe ich mit abgebrochener Stimme aus: Nein, nein, David Hume ist kein Verräther; wenn er nicht der Beste der Menschen wäre, müsste er der schwärzeste Bösewicht sein! David erwidert höflich meine Umarmungen, und indem er mich wiederholt leicht auf den Rücken klopft, sagt er mir mehrmals mit ruhiger Stimme: Was, mein lieber Herr! O mein lieber Herr! Was denn, mein lieber Herr! Weiter sagte er nichts. Ich fühle, wie mein Herz sich zusammenkrampft. Wir legen uns schlafen, und am anderen Morgen reise ich nach der Provinz ab“. Er fand in Wootton keine Ruhe. „Umhergetrieben von der grausamsten Ungewissheit, nicht wissend, was ich von einem Manne zu denken hatte, den ich lieben sollte, suchte ich mich von dem schrecklichen Zweifel zu befreien und mein Vertrauen meinem Wohlthäter wieder zuzuwenden. Denn warum, um welchen unbegreiflichen Einfalls willen, hätte er äusserlich so viel Eifer für mein Wohl-

Unglück und Beginn der Krankheit.

sein gezeigt und innerlich meine Entehrung geplant. Bei den Beobachtungen, die mich beunruhigt hatten, war jede einzelne Thatsache an sich ohne grosse Bedeutung, nur ihr Zusammentreffen weckte das Erstaunen. Vielleicht konnte Herr Hume, der manches mir Unbekannte wusste, bei einer Aufklärung mir eine befriedigende Lösung geben. Das einzige Unerklärliche war, dass er sich einer Aufklärung widersetzt hatte, die seine Ehre und seine Freundschaft für mich in gleicher Weise nöthig machten“. Als letzten Versuch schrieb denn Rousseau einen Brief an Hume, in dem er einerseits seine Dankbarkeit bezeugte, andererseits seine Unruhe nicht verhehlte. [In Wirklichkeit konnte wohl Jemand, der von dem inneren Zustande Rousseau's keine Ahnung hatte, aus dem Briefe nicht recht klug werden.] Hume hatte in seiner Antwort sich gar nicht beunruhigt gezeigt, sondern ganz cordial über anderweite Dinge geschrieben. „Ich war von diesem Schweigen noch mehr betroffen, als ich es von seinem Phlegma bei unserer letzten Unterhaltung gewesen war. Ich hatte Unrecht: Dieses Schweigen war nach dem anderen sehr natürlich, und ich hätte es erwarten sollen. Denn wenn man einem Manne in's Gesicht zu sagen wagt: Ich bin versucht, Sie für einen Verräther zu halten, und dieser Mann hat nicht die Wissbegierde zu fragen: warum? dann kann man annehmen, dass er eine solche Wissbegierde in seinem ganzen Leben nicht haben werde, und wenn die Beweise ihn auch nur wenig belasten, dieser Mann ist gerichtet“. Rousseau entschloss sich nun, den Verkehr mit Hume

Der grosse Brief an Hume.

abzubrechen. In diesem Entschlusse wurde er bestätigt, als er von Therese erfuhr, dass Hume sie über Rousseau's Verhältnisse ausgefragt hatte. Hatte ihn schon früher die Neugierde Hume's verletzt, der jede Einnahmequelle Rousseau's und ähnliche Dinge wissen wollte, so war ihm dieses Ausfragen hinter seinem Rücken doppelt zuwider. Ferner erhielt er wieder Briefe, die geöffnet gewesen waren. Einen neuen Stoss gab die Bekanntschaft mit dem Briefe des Königs von Preussen, von dessen Dasein Rousseau bis dahin keine Kenntniss gehabt hatte, und der nun französisch und englisch als echt in den Zeitungen abgedruckt wurde. „Augenblicklich ging mir ein Licht auf über die geheime Ursache des erstaunlichen und raschen Umschwungs der öffentlichen Meinung über mich in England, und ich erblickte in Paris den Herd des Complotes, das in London zur Ausführung kam“. Er hielt nämlich d'Alembert für den Verfasser des Briefes und hatte in Erfahrung gebracht, dass Hume sehr für d'Alembert eingenommen war. „Das Lesen dieses Briefes regte mich sehr auf. Da ich merkte, dass ich auf Grund eines Planes, dessen Ausführung eben begann, dessen Ziel mir aber unbekannt war, nach England gelockt worden war, fühlte ich die Gefahr, ohne zu wissen, wo sie lag und wie ich mich hüten könnte. Damals fielen mir vier erschreckende Worte des Herrn Hume ein, über die ich gleich berichten werde“. Der Brief sei geeignet, ihm die Theilnahme der Volkes zu rauben, ja dessen Zorn gegen ihn zu erregen. „Das englische Volk liest die Zeitungen und ist sowieso den Fremden nicht sehr

Unglück und Beginn der Krankheit.

geneigt. Eine Kleidung, die nicht die seinige ist, genügt, um es ärgerlich zu machen. Was muss ein armer Fremder bei seinen Wanderungen über Land, dem einzigen Vergnügen, das ihm das Leben bietet, erwarten, wenn man die guten Leute davon überredet haben wird, dass dieser Mann es liebt, gesteinigt zu werden? Sie werden sich sehr geneigt fühlen, ihm dieses Vergnügen zu gewähren. Aber mein Schmerz, mein tiefer und grausamer Schmerz, der bitterste, den ich je empfunden, bezog sich nicht auf die Gefahr, der ich ausgesetzt war. Ich hatte deren zu viele überstanden, um über sie sonderlich erregt zu sein. Der Verrath eines falschen Freundes, dessen Beute ich war, flösste meinem allzuempfindlichen Herzen Niedergeschlagenheit und tödtliche Traurigkeit ein. In der Heftigkeit der ersten Erregung, deren ich niemals Herr war, und die meine geschickten Feinde hervorzurufen wissen, um sie zu benützen, schrieb ich Briefe voller Unordnung, in denen ich weder meine Unruhe noch meine Empörung verhehlte“.*) Rousseau macht darauf aufmerksam, dass zu seinen Gunsten geschriebene Schriften, deren Druck Hume überwachen wollte, nicht erschienen, so die Briefe Dupeyrou's über die Ereignisse in Motiers. „Als der falsche Brief des Königs von Preussen und seine

*) [z. B. an Lord D***: Die, die mich in ihren Schlingen halten, haben meinen wahren Freunden und mir selbst jedes Mittel geraubt, der Stimme der Wahrheit Gehör zu verschaffen. Indessen, das Publikum muss erfahren, dass es geheime Verräther giebt, die unter der Maske einer perfiden Freundschaft ohne Unterlass an meiner Entehrung arbeiten . . .]

Der grosse Brief an Hume.

Uebersetzung erschienen, da begriff ich, warum die anderen Schriften unterdrückt wurden“. Er liess eine Erklärung in den Zeitungen abdrucken, worin er mit Nachdruck jenen falschen Brief als groben Betrug bezeichnete und seinen bitteren Empfindungen Ausdruck gab. „Bis hierher ist Herr Hume anscheinend im Dunkeln vorgegangen. Von nun an werden Sie ihn im Lichte und ohne Deckung vorgehen sehen . . . Als jener angebliche Brief des Königs von Preussen in London veröffentlicht wurde, hat Herr Hume, der deshalb zweifellos wusste, dass er untergeschoben war, weil ich es ihm gesagt hatte, nichts gesagt und nichts geschrieben. Er schwieg und dachte nicht einmal daran, zu Gunsten des abwesenden Freundes eine Erklärung über den wahren Sachverhalt abzugeben . . . Da Herr Hume mich nach England geführt hatte, war er dasselbst in gewissem Sinne mein Beschützer, mein Patron. War es natürlich, dass er mich vertheidigte, so war es nicht weniger natürlich, dass ich, um öffentlich Protest zu erheben, mich deshalb an ihn wandte . . . Ich wandte mich an einen anderen. Erster Streich auf die Wange meines Patrons. Er fühlt nichts davon.“ In seiner Erklärung hatte Rousseau gesagt, dass, gleichviel wer der Verfasser sei, dieser Betrüger Mitschuldige in England habe, und dass dieser Umstand ihm das Herz zerresse. Da Hume der einzige Engländer war, dessen Verrath Rousseau so tief kränken konnte, musste er die Stelle auf sich beziehen. „Zweiter Streich auf die Wange meines Patrons. Er fühlt nichts davon.“ Eine weitere Schmähschrift erschien. Rousseau machte

Unglück und Beginn der Krankheit.

sich nicht viel daraus, und auch das Publikum wurde dieser Dinge müde. „So hatten die Verschwörer nicht gerechnet, die zu ihrem Ziele, d. h. zur Zerstörung meines ehrlichen Namens, unter allen Umständen gelangen wollten. Man musste die Front wechseln.“ Hume kam auf die königliche Pension zurück, erlangte sie für Rousseau und zeigte diesem die Gnade des Königs an. Rousseau gerieth in die grösste Verlegenheit; nahm er an, so empfing er Wohlthaten eines Feindes, den er als seinen Verräther betrachtete, lehnte er ab, so verletzte er den wohlwollenden König und erschien als wankelmüthiger, hochfahrender, undankbarer Mensch. Er wählte den Ausweg, an den General Conway, den Minister, zu schreiben, und in etwas gewundenen Ausdrücken sowohl seine Dankbarkeit wie sein Unvermögen, vorläufig über die Annahme der Pension sich zu entscheiden, auszusprechen. „Herr Hume hatte die Angelegenheit vermittelt, er allein hatte sie geleitet. Ich antwortete ihm nicht nur nicht, sondern ich sagte auch in meinem Briefe kein Wort von ihm. Dritter Streich auf die Wange meines Patrons, und diesmal lag es an ihm, wenn er nichts davon fühlte: er fühlte nichts davon.“ Zu dieser Zeit sei der Brief Voltaire's erschienen. Während andere Bekannte Rousseau's darin erwähnt wurden, war Hume's Name nicht erwähnt. Gerade dieser Umstand fiel Rousseau auf und liess ihn vermuthen, dass Hume an der Veröffentlichung betheiligte sei. Hume's Freunde waren seine Feinde: Tronchin, d'Alembert, Voltaire, und in London hatte er keine anderen Feinde als Hume's

Der grosse Brief an Hume.

Freunde. Da er diese nicht kannte, konnte nur Hume's Einfluss ihre Feindschaft erklären. „Man decke das Gewebe auf, das in London seit meiner Ankunft angesponnen wird, und man wird sehen, ob nicht in Herrn Hume's Hand die Fäden zusammenlaufen. Als endlich der Augenblick gekommen war, um den grossen Schlag zu führen, bereitete man ihn durch einen neuen satirischen Zeitungsartikel vor.“ Dieser Aufsatz überzeugte Rousseau ganz und gar von Hume's Untreue, da er Angaben enthielt, die nur von diesem stammen konnten. Es war darin gesagt, Rousseau öffne seine Thür den Grossen, schliesse sie den Kleinen: Hume hatte Rousseau's ganzen Umgang geleitet. Rousseau sei kalt gegen seine Verwandten: er hatte in Gegenwart Hume's einen Vetter etwas kühl aufgenommen. Rousseau war nicht nur davon überzeugt, dass Hume das Material zu diesem Aufsatz geliefert habe, sondern er glaubte auch, dass Hume es in der Absicht gethan habe, um Rousseau seine Autorschaft erkennen zu lassen und ihn dadurch zu fassungslosem Zorne zu reizen. Den „grossen Schlag“ führte Hume so aus, dass er an den General Conway schrieb, die Ursache von Rousseau's Zögern sei der Wunsch des Königs, dass nicht von der Pension gesprochen werde, und dass er, als der General entgegenkommend antwortete, an Rousseau einen ganz freundschaftlichen Brief schickte, mit der Bitte, sich zu erklären, ob er die Pension ohne jene Bedingung annehmen werde. „Das war der entscheidende Augenblick, das Ziel, der Gegenstand aller seiner Be-

Unglück und Beginn der Krankheit.

mühungen. Er brauchte eine Antwort, er wollte sie. Damit ich mich ihrer nicht enthöbe, schickte er an Herrn Davenport eine Abschrift seines Briefes, und mit dieser Vorsichtmaassregel nicht zufrieden, schrieb er mir in einem anderen Billet, er könne nicht länger zu meinen Diensten in London bleiben. Mir schwindelte fast, als ich dieses Billet las.“ Er hat nun die sehnlich gewünschte Antwort, und triumphirend kann er Rousseau als ein Ungeheuer von Undankbarkeit bezeichnen. Er hat mehr, er erlangt von Rousseau eine Anklageschrift, eben den vorliegenden Brief. „Dieser Zug allein beweist alles und ohne Widerrede“. Rousseau geht noch einmal alle von ihm angeführten Umstände durch und kommt zu dem Schlusse, dass nur ein Blödsinniger, nicht ein so scharfblickender Mann wie Hume sich bisher über Rousseau's Auffassung habe täuschen können, dass sich Hume, indem er unbefangen und freundschaftlich trotz aller Misstrauenzeichen auftrat, verstellte, dass er, indem er fortfuhr, Rousseau Wohlthaten zu erweisen, eine feindliche Absicht verfolgte. Hume musste wissen, dass Rousseau ihn nicht mehr achtete, dass Rousseau deshalb keine Wohlthaten mehr von ihm annehmen konnte. Er bemühte sich trotzdem in Rousseau's Interesse, und verfolgte damit einen boshafte Plan. Hume sagte sich: „Jetzt ist der Augenblick der That. Denn, da ich Rousseau dränge, die Pension anzunehmen, muss er sie entweder annehmen, oder zurückweisen. Nimmt er sie an, so entehre ich ihn mit den Beweisen, die ich zur Hand habe, vollständig. Lehnt er sie ab, nachdem

„Die vier Worte.“

er vorher seine Bereitwilligkeit erklärt hat und jeder Vorwand ihm entzogen ist, so muss er sagen, warum. Das ist's, was ich erwarte; wenn er mich anklagt, ist er verloren.“ Nur unter Voraussetzung dieses Gedankenganges wird Hume's Handlungsweise verständlich. „Der kritische Zustand, in den er mich gebracht hat, erinnert mich lebhaft an die vier Worte, von denen ich früher gesprochen habe, und die ich ihn zu einer Zeit aussprechen und wiederholen hörte, als ich ihre Bedeutung ganz und gar nicht verstand. Es war die erste Nacht nach unserer Abreise von Paris. Wir schliefen im selben Zimmer und mehrmals während der Nacht höre ich ihn auf französisch mit grosser Heftigkeit rufen: Ich habe (je tiens) Jean-Jaques Rousseau! Ich weiss nicht, ob er wachte oder schlief.“ Trotzdem, dass Rousseau damals diese Worte im guten Sinne auffasste, erschreckte ihn der Ton, in dem sie gesprochen wurden. „Es war ein Ton, von dem ich gar keine Vorstellung geben kann und der vollkommen dem Blicke, den ich früher erwähnt habe, entspricht. Jedesmal, als er diese Worte aussprach, fühlte ich einen Schauer, über den ich nicht Herr wurde.“ Rousseau hatte das Erlebniss vergessen, erst in Wootton ist es ihm wieder eingefallen. „Diese Worte, deren Ton in meinem Herzen nachklingt, als ob sie eben gesprochen wären, die langen und schrecklichen Blicke, die er so oft auf mich richtete, das Klopfen auf den Rücken mit den Worten: mein lieber Herr, als Antwort auf die Verdächtigung, ein Verräther zu sein, dies alles erschüttert mich, von dem Anderen abgesehen,

Unglück und Beginn der Krankheit.

in einem Grade, dass diese Erinnerungen ganz allein aus meinem Herzen das Vertrauen für immer verschrecken würden. Es vergeht keine Nacht, in der nicht die Worte: ich habe Jean-Jaques Rousseau, in mein Ohr klängen, als ob ich sie von neuem hörte. Ja, Herr Hume, Sie haben mich, ich weiss es . . . Alle Vorurtheile sind für Sie; es kostet Ihnen nichts, mich als Ungeheuer erscheinen zu lassen, wovon Sie schon den Anfang gemacht haben, und ich höre schon den barbarischen Jubel meiner unversöhnlichen Feinde.“ Auch das Publikum wird für Hume sein, denn er kann auf die Dienste, die er Rousseau geleistet hat, hinweisen und Alle rühmen Den, der Dienste leistet, weil sie selbst solche annehmen möchten. Die verständigen Leute werden zwar anders urtheilen, aber deren giebt es wenige und sie sind nicht die, die Lärm machen. Rousseau kann allein auf den Trost seines Gewissens rechnen. Er will den Menschen Trotz bieten und bis zum Ende, im Unglücke wie im Glücke das thun, was er für ehrlich und gerecht erachtet. „Mein Leib ist geschwächt, aber nie war meine Seele fester“. Rousseau wundert sich, dass er die Kraft zu diesem Briefe gefunden hat. „Wenn man vor Schmerz stürbe, wäre ich daran bei jeder Zeile gestorben“. Schliesslich giebt er doch dem Zweifel Raum. Er sehe einen Abgrund auf beiden Seiten. Er ist der Unglücklichste der Menschen, wenn Hume schuldig ist, er ist der Verächtlichste, wenn Hume unschuldig ist. Und doch würde er den letzteren Fall vorziehen. „Wenn Sie schuldig sind, schreiben Sie mir nicht . . ., wenn Sie unschuldig sind, halten

Die offenbar gewordene Paranoia.

Sie es für werth, sich zu rechtfertigen. Ich kenne meine Pflicht, ich liebe sie und werde sie stets lieben, so hart sie sein mag . . . Noch einmal, wenn Sie unschuldig sind, halten Sie es für werth, sich zu rechtfertigen: sind Sie es nicht, adieu für immer“.

Ich habe es für nöthig gehalten, aus diesem langen Briefe einen ausführlichen Auszug zu geben, weil ich glaube, dass hier zum ersten Male die Paranoia deutlich spricht, dass in diesem Briefe*) sich die ganz unverkennbaren Spuren des Irrsinns zeigen. Nicht als ob Rousseau mit Unrecht Hume angeklagt hätte. Er hatte allen Grund, mit dessen Betragen unzufrieden zu sein. Hume war kein Freund in Rousseau's Sinne. Er war ein kalter Mensch und verstand Rousseau's Gefühle überhaupt nicht. Er hatte sich Rousseau's wahrscheinlich deshalb angenommen, weil die Freundinnen es wünschten, weil er ein gewisses Mitleid für den Verfolgten hegte, weil es ihm schmeichelte, als Beschützer des berühmten Mannes aufzutreten. Er hatte nach Kräften für Rousseau's äusseres Wohlsein gesorgt

*) Auch in den anderen, in denen Rousseau zu dieser Zeit gegen seine Freunde über Hume spricht und die nichts wesentlich Anderes als der grosse Brief vom 10. Juli enthalten. Charakteristische Aeusserungen sind folgende: „Unter dem Deckmantel verrätherischer Freundschaft hat Hume mit zwei oder drei anderen Mitschuldigen den saubern Plan gefasst, meinen Namen zu entehren, und thut es mit staunenswerthem Erfolge . . . Ich betrachte das Triumvirat Voltaire, d'Alembert, Hume als eine Thatsache. Seinen Endzweck ergründe ich nicht, aber sie haben einen . . . Es besteht ein Complot zwischen ihnen, aus dem ich nicht klug werde, aber ich sehe und fühle von Tag zu Tag dessen fortschreitende Ausführung.“

Unglück und Beginn der Krankheit.

und glaubte, damit vollständig seinen Verpflichtungen gerecht geworden zu sein. Aber er wusste nicht nur schon in Paris, dass sein Freund Walpole den Spottbrief des Königs von Preussen verfasst hatte, sondern er hatte selbst den beissendsten Satz in diesem Briefe, den, den wir oben wiedergegeben haben, verfasst. Er schwieg nicht nur zu allen Angriffen, die Rousseau in London erfuhr, sondern er freute sich über Voltaire's Bosheiten, weil sie zu einer Art von Hahnenkampf zwischen den beiden grossen Schriftstellern führen würden. Er bemühte sich nicht nur, Rousseau und seine Gefährtin über ihre Geldverhältnisse in unwürdiger Weise auszufragen, sondern er beauftragte seine Pariser Freunde, Rousseau's Bankier auszuforschen. Er schrieb dann seinen Bekannten ohne allen Grund, Rousseau mache sich ärmer, kränker, verfolgt, als er es sei. Er schämte sich nicht einmal, das Briefgeheimniss zu verletzen, sondern überwachte mit einer Neugierde, die auch einer alten Waschfrau nicht angestanden hätte, Rousseau's Briefwechsel. Alle diese Dinge wissen wir aus Hume's eigenen Briefen. Rousseau freilich wusste nicht Alles, aber er wusste soviel, dass er mit Recht Hume Tactlosigkeit vorwerfen und das Band der Freundschaft lösen konnte. Also in seiner Verurtheilung Hume's liegt das Krankhafte nicht, sondern darin, dass er nicht nur Hume's Handlungen, sondern fast Alles, was ihm in England widerfahren war, aus einem tief durchdachten Plane ableitete, dass er, indem er mit dem grössten Scharfsinne das Einzelne verknüpfte, überall die überlegte Absicht, ihm zu schaden, erkannte.

Art der paranoischen Auffassung.

Es ist doch wahrhaftig ein ungeheuerlicher Gedanke, dass Hume den ihm persönlich unbekanntem Rousseau deshalb verleitet habe, mit nach England zu kommen, um ihn daselbst mit Anwendung der widersinnigsten Mittel zu „entehren“. Viele der Umstände, die Rousseau als Indicien anführt, sind so leicht zu deuten, dass Rousseau ohne krankhafte Verblendung sie nicht missdeuten konnte. Es ist kaum denkbar, dass Rousseau nicht schon in Paris gewusst habe, wie sehr der Weltmann Hume mit allen literarischen Berühmtheiten und auch mit den Feinden Rousseau's, Voltaire, d'Alembert u. s. w. verbunden war. Statt sich zu wundern über die Angriffe, die er in London erfuhr, hätte Rousseau, dem die Denkungsweise und der Einfluss seiner Gegner sehr wohl bekannt waren, in den Spottschriften die natürliche Reaction gegen seinen glänzenden Empfang in London erkennen sollen. Es ist gar nicht zu bezweifeln, dass Voltaire's Neid und Hass durch die Ehren, die Rousseau bezeigt worden waren, auf's Aeusserste gereizt wurden und den Sturm gegen Rousseau erregten. Auch das konnte Rousseau kaum entgehen, dass das Verhältniss zu seiner Haushälterin in der englischen Gesellschaft Anstoss erregte, und dass deshalb Manche eine andere Miene zeigten, als Therese nachgekommen war. Dass Hume, den man übrigens in Paris auf das angebliche Misstrauen Rousseau's aufmerksam gemacht hatte, auf die Andeutungen Rousseau's über seine Besorgnisse kein Gewicht legte und einer Auseinandersetzung aus dem Wege ging, das konnte Rousseau wohl befremden und ihn ein

Unglück und Beginn der Krankheit.

schlechtes Gewissen Hume's vermuthen lassen, aber es konnte ihn in keiner Weise berechtigen, den teuflischen Plan, den er Hume unterlegte, für erwiesen zu halten. Ausser diesen allgemeinen Erwägungen ist auf die einzelnen Wendungen des Briefes hinzuweisen, die ich oben in Anführungsstrichen wiedergegeben habe. Ich glaube, dass auch den Laien ihr krankhafter Charakter nicht zweifelhaft sein werde. Ich verweise beispielsweise auf die Ausführungen über die Pensionangelegenheit, mit der Hume den „Hauptschlag“ führte. Endlich sind von ganz besonderer Bedeutung die beiden Erzählungen über die Scene am Kamin und über den nächtlichen Ausruf Hume's. Sie allein, glaube ich, würden den Fachmann stutzig machen, denn dass Blick und Stimme der verdächtigen Personen von geheimnissvoller Bedeutung werden, dass sie einen unerklärlichen Schauer hervorrufen, das ist der Paranoia eigen.

Wir werden von nun an sehen, wie in Rousseau's Leben gleich Wellenbergen und Wellenthälern Zeiten der Aufregung und solche der Ruhe einander ablösen. Die heftige Erregung in der Hume'schen Angelegenheit ist der erste Wellenberg. Der Sturm legte sich wieder, aber was in ihm entstanden war, das blieb in der Hauptsache bestehen: Die Vorstellung des ebenso mächtigen wie geheimnissvollen Complotes, dessen Opfer er war, verliess Rousseau nicht wieder. Auch blieb er vollkommen davon überzeugt, dass seine Auffassung und seine Handlungsweise Hume gegenüber durchaus richtig gewesen seien.

Laien pflegen sehr für eine psychologische Er-

Verhältniss zwischen Verfolgung und Wahn.

klärung von Wahnvorstellungen eingenommen zu sein. Rousseau's Fall ist scheinbar recht geeignet, darzutun, wie Verfolgungen Verfolgungswahn erzeugen, wie die durch die Erfahrungen erschütterte Seele allmählich das Maass verliert, auch da Verfolgung ahnt, wo keine ist, und schliesslich alles im Sinne dieses Wahnes deutet. Wenn man aber bedenkt, dass in den meisten Fällen von Verfolgungswahn von wirklicher Verfolgung keine Rede ist, und dass der Wahn da sich ebenso darstellt, wo er in der Erfahrung Anknüpfungen findet, wie da, wo solche fehlen, dass die typischen Wahnvorstellungen bei Gebildeten und Ungebildeten, bei den Angehörigen der verschiedenen Nationen in ungefähr gleicher Weise auftreten und den Insassen der Irrenanstalten in den verschiedenen Ländern eine merkwürdige Aehnlichkeit geben, dann wird man misstrauisch gegen psychologische Vermittelungen. In Wirklichkeit steigen die Hauptformen des Wahns aus der Tiefe des Unbewussten herauf, als wohin unsere Psychologie nicht reicht. Will man andere Worte brauchen, so kann man auch sagen: dem Wahne liegen Veränderungen im Gehirne zu Grunde, die durch die unserem bewussten Seelenleben entsprechenden Vorgänge nicht allein verursacht sind. Die seelischen Ursachen des Wahns kommen weniger ihrer Qualität nach, als ihrer Quantität nach, als verschiedene Formen der Gemüthserschütterung in Betracht. Die Gemüthserschütterung wird um so verderblicher sein, je mehr der Betroffene von Haus aus Anlage zu geistiger Erkrankung besitzt, und da, wo eine solche gänzlich

Unglück und Beginn der Krankheit.

fehlt, wird nach allgemeiner Erfahrung auch die stärkste *perturbatio mentis* Geisteskrankheit nicht bewirken. Diese Sätze finden auch auf Rousseau Anwendung. Wir werden die Verfolgungen, die er erduldet hat, in der Hauptsache als Gemüthserschütterungen anzusehen haben, und müssen dahingestellt sein lassen, ob nicht auch schwere Schicksalschläge anderer Art, sein zu geistiger Erkrankung geneigtes Seelenleben (oder Gehirn) dem Verfolgungswahne zugeführt hätten.

Das Neben- und Durcheinander von wirklicher und eingebildeter Verfolgung bei Rousseau ist ebenso merkwürdig, wie es der Beurtheilung Schwierigkeit macht. Können wir auch ziemlich oft aus äusseren oder inneren Gründen die Krankhaftigkeit Rousseau'scher Aeusserungen erkennen, so bleiben doch viele Fälle übrig, in denen Rousseau's Aussagen möglicherweise der Wirklichkeit entsprechen, und der Mangel anderweiter Nachrichten die Entscheidung unmöglich macht. Vorläufig sei bemerkt, dass Sinnestäuschungen bei Rousseau niemals vorgekommen zu sein scheinen, dass es sich bei seinem Wahne immer nur um falsche Deutung des richtig Wahrgenommenen handelt. Da andererseits die unbedingte Wahrhaftigkeit Rousseau's durch zahllose Proben festgestellt ist, so liegt kein Grund vor, seinen thatsächlichen Angaben zu misstrauen. Freilich ist oft schwer zu sagen, wo die Beobachtung aufhört und die Schlüsse aus dem Beobachteten beginnen.

Der Streit mit Hume war für Rousseau ein schwerer Schlag, denn er erschütterte sein Ansehen ebenso wie sein Gemüth. Hume, den sein Intellect zu

Hume's unrichtiges Verhalten.

einem der bedeutendsten Menschen seiner Zeit machte, zeigte bei dem Bruche mit Rousseau Charaktereigenschaften, die die Achtung für ihn in hohem Grade beeinträchtigen. Nachdem er Rousseau's Brief vom 23. Juni empfangen, schrieb er sofort an Rousseau's Feind, den Baron Holbach: „mein lieber Baron, Rousseau ist ein Hallunke“, und forderte Holbach auf, diese Nachricht in Paris zu verbreiten. In der That verbreitete sich die Nachricht von dem Streite zwischen Rousseau und Hume wie ein Lauffeuer diesseits und jenseits des Kanals. „Wäre von England der Krieg an Frankreich erklärt worden, das Aufsehen hätte nicht grösser sein können“. Bald erschien ein „gedrängter Bericht“ Hume's über seine Sache, der zwar voller Lügen steckt, aber geschickt genug abgefasst war, um fast überall Glauben zu finden. Rousseau's „maassloser Stolz“, seine „Undankbarkeit“, seine „Heuchelei“ wurden feststehende Glaubenssätze, und sind es zum Theile heute noch. Die französische Ausgabe des Hume'schen Berichtes wird von einer Hume verherrlichenden Vorrede begleitet, an der nachgewiesenermaassen d'Alembert mitgearbeitet hat. Der grosse Mathematiker entblödete sich später nicht zu schreiben: „Jean-Jaques ist eine wilde Bestie, man darf sie nur hinter Eisenstäben und mit einem Stocke anrühren“. In Zeitungsaufsätzen, in Flugschriften und in Briefen tobte von allen Seiten die Feindschaft gegen den unglücklichen Rousseau. Er liess den Sturm dahinbrausen, seufzte und schwieg. Mehr und mehr sah er die Zahl seiner Freunde schwinden. Waren ihm die Damen Boufflers

Unglück und Beginn der Krankheit.

und Verdelin schon deshalb verdächtig, weil er ihnen die Verbindung mit Hume verdankte, so verlor er jetzt, als sie ihm vorwurfsvolle Briefe schrieben, das Vertrauen zu ihnen gänzlich. Doch auch Der, den er von allen Menschen am höchsten schätzte, und an dem er niemals gezweifelt hat, der Lord Keith, schien sich von ihm abzuwenden. Seine Briefe wurden seltener und schliesslich erklärte er, er müsse wegen seines hohen Alters den Briefwechsel aufgeben. Mit schmerzlicher Rührung liest man die Briefe Rousseau's, in denen er den verehrten Mann mit zärtlicher Liebe anfleht, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Umsonst, der Marschall blieb stumm, und Rousseau musste auf ihn verzichten. Uebrigens hat der alte Herr trotz seines seltsamen Verhaltens Rousseau seine Zuneigung bewahrt und hat in seinem letzten Willen die von ihm getragene Uhr für Rousseau bestimmt.

So tief alle diese Erfahrungen Rousseau verwundeten, so sehr ihn das Bewusstsein schmerzte, „fortan in den Augen der Menschen beschimpft, entehrt dazustehen“, seine elastische Natur erholte sich rasch wieder, als die heftige Erregung abgeklungen war. Alle seine Wünsche richteten sich auf Ruhe; er wünschte von der Welt vergessen zu werden und suchte selbst, soviel er konnte, sie zu vergessen. Die Botanik, in die ihn zu Motiers sein Freund d'Ivernois eingeführt hatte, und der er sich schon in der Schweiz mit grosser Liebe und Ausdauer gewidmet hatte, wurde sein Tröster. Im Verkehre mit den stillen, freundlichen Pflanzen suchte und fand er Frieden und Erquickung. Er wollte

Botanische Freuden.

nur noch botanische Bücher lesen, nur noch von Pflanzen mit seinen Freunden sprechen. „Meine Seele, todt für alle grossen Erregungen, ist nur noch für die Sinnenwelt empfänglich . . . ich schlendere gemächlich von Pflanze zu Pflanze, von Blume zu Blume; ich betrachte sie, vergleiche sie“ u. s. w. Gelingt es ihm, die Pflanze richtig zu bestimmen und sich eine Vorstellung von ihrem Bau, ihrer Lebensthätigkeit zu machen, so fühlt er sich unbeschreiblich glücklich. „Ich erklimme Berge und Felsen, ich dringe in die Tiefe der Thäler und Wälder . . . da komme ich mir vor, als wäre ich vergessen von den Menschen, in Freiheit und in Frieden, als hätte ich keine Feinde mehr, oder als müsste das Laubwerk der Gehölze mich vor ihren Händen schützen“. Doch auch zu Menschen gewann Rousseau neue und freundliche Beziehungen. Sein Hauswirth zeigte sich als verständiger, höflicher Mann, verschiedene Edelleute, die den Sommer auf ihren Landsitzen in der Nähe von Wootton zubrachten, suchten Rousseau's Umgang. Insbesondere entwickelte sich ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniss zu „dem guten, vortrefflichen Nachbar“ Herrn Granville und dessen Familie. Durch Granville lernte Rousseau die Herzogin von Portland kennen, eine unterrichtete, für die Naturwissenschaften begeisterte Dame, mit der ihn seine botanischen Neigungen bald verbanden. Sie besuchte ihn in Wootton und kletterte dort Pflanzen suchend in den Felsen herum, sodass er ihr kaum nachzufolgen vermochte. Auf der Herzogin Wunsch entwickelte sich ein Briefwechsel, der auch dann, als Rousseau Eng-

Unglück und Beginn der Krankheit.

land verlassen hatte, fortgesetzt wurde und sich durch zehn Jahre erstreckte. In diesen Briefen, die fast ausschliesslich botanische Fragen behandeln, zeigt sich „der Herborist der Frau Herzogin“ ruhig und heiter, er spricht in der herzlichsten Weise von Marschall Keith, von Granville, wird nicht müde, seine dankbare Gesinnung gegen diese sowie gegen die Herzogin auszudrücken, und ergeht sich in verbindlichen Wendungen; nur vereinzelte Aeusserungen erinnern an die Krankheit.

Bei gutem Wetter war Rousseau selten zu Hause, bei schlechtem Wetter aber und in der kalten Jahreszeit beschäftigten ihn, ausser den botanischen Büchern, die Erinnerungen an seine Jugend. Den Plan, sein Leben zu beschreiben, hatte er in Montmorency gefasst, in Motiers hatte er zu diesem Zwecke seine Briefe durchgesehen und geordnet, die Papiere waren glücklich nach England gelangt, und nun begann er, „die Bekenntnisse“ niederzuschreiben. Man darf wohl daran zweifeln, dass Rousseau von vornherein die Absicht gehabt habe, dies so zu thun, wie er es wirklich gethan hat. Erst die Angriffe, die auf seine Persönlichkeit gerichtet worden waren, besonders die Schmähungen des „Sentiment des Citoyens“ haben ihn auf den Gedanken gebracht, seinen Feinden dadurch zu antworten, dass er sich selbst schilderte in der ganzen Wahrheit der Natur, und sich unverhüllt darstellte im Bösen wie im Guten. Er verfuhr bei diesem nichts weniger als weltklugen Beginnen so, dass er besonders das, was er selbst an sich zu tadeln fand, seine Fehler und Fehl-

Die erste Hälfte der Bekenntnisse.

tritte hervorhob, um dann sagen zu können: jetzt wisst Ihr alles Schlechte von mir, was mehr gesagt wird, ist Lüge. Zugleich aber hielt er es gegenüber den maasslosen Verdächtigungen, die unausgesetzt gegen seinen Charakter und seine Lebensführung gerichtet wurden, für Pflicht, das Gute, was an ihm war und was er gethan hatte, ohne sogenannte Bescheidenheit darzustellen. Nur in diesem Sinne, als Vertheidigungsschrift dürfen die Bekenntnisse, und zwar besonders die erste Hälfte, die Rousseau in Wootton schrieb, aufgefasst werden. Er bestimmte von vornherein, dass sie nicht bei seinen Lebzeiten veröffentlicht werden sollten, nur der Nachwelt gegenüber sollten sie seinen verunglimpften Namen zu Ehren bringen. Da nach Ablauf des Jahrhunderts, denn diesen Termin setzte er zur Veröffentlichung fest, alle Die, mit denen er in Berührung gekommen war, gestorben sein würden, glaubte er auch von ihnen mit derselben Offenheit, mit der er sich selbst schilderte, und ohne die er seinen Zweck verfehlt haben würde, sprechen zu dürfen. Es ist schwer verständlich, dass ein so scharfsinniger Kenner des Menschenherzens, wie Rousseau es war, über den Erfolg, den seine Bekenntnisse haben würden, sich so irrthümlichen Erwartungen hingab, wie er es that.

Zunächst erzählte er, sobald er seinen Plan gefasst hatte, ohne jedes Bedenken Allen davon, die es hören wollten, und erkannte nicht, dass er durch diese Mittheilungen sich selbst in der empfindlichsten Weise schädigte, seine Feinde zur Fortsetzung und Ausbreitung ihrer Verleumdungen geradezu aufforderte. Denn

Unglück und Beginn der Krankheit.

diese alle erschrecken, als sich die Nachricht: Rousseau schreibt seine Memoiren, wie ein Lauffeuer verbreitete, und fürchteten, die machtvolle Feder Rousseau's möchte ihnen nun vergelten, was sie ihm gethan. Natürlich beeilten sie sich, Vorbeugungsmaassregeln zu treffen, d. h. den Ruf und die Glaubwürdigkeit Rousseau's soweit zu zerstören, wie es ihnen möglich war. Ohne die Furcht vor Rousseau's Memoiren hätte Hume seinen „gedrängten Bericht“ nicht geschrieben, und wäre Rousseau überhaupt ein grosser Theil seiner bitteren Erfahrungen erspart worden.

Als nach Rousseau's Tode die Bekenntnisse erschienen, war ihre Wirkung begreiflicherweise sehr verschieden von der, die Rousseau erwartet hatte. Sie schaden seinem Andenken mehr, als sie ihm nützten. Denn die Leute, unfähig die strenge Wahrhaftigkeit Rousseau's zu begreifen, sagten sich, dass Jemand, der so viel bekenne, noch viel mehr verschweige. Sie zuckten die Achseln über die Beichte, die Rousseau mit Schmerzen abgelegt hatte, und sprachen: ich danke dir Gott, dass ich nicht bin wie dieser da. In der That hat sich der widerlichste Pharisäismus den „Bekenntnissen“ gegenüber breit gemacht, und wenn man nach den Steinen, die ihretwegen auf Rousseau geworfen worden sind, urtheilen sollte, so müsste man annehmen, dass sehr viele Schriftsteller ohne Schuld seien.

Natürlich hat es von Anfang an auch an besonnenen und wohlmeinenden Beurtheilungen nicht gefehlt. Diese ebenso wie die abfälligen sind durchweg vom Standpunkte der Moral aus abgegeben. Die Frage, inwie-

Rousseau's Zurechnungsfähigkeit.

weit die Geisteskrankheit Rousseau's seine moralische Zurechnungsfähigkeit beschränkt habe, wird kaum aufgeworfen. Diese ausserordentlich schwierige Frage aber darf nicht umgangen werden. Der Beginn der Paranoia liegt überhaupt vor der Abfassung der Bekenntnisse und ihre zweite Hälfte ist zu einer Zeit geschrieben, als Rousseau schon in beträchtlichem Grade krank war. Die alte Lehre von der Monomanie, nach der ein Stück des geistigen Menschen krank, alles übrige gesund sein kann, gilt nicht mehr. Man nimmt an, dass jede geistige Störung eine Krankheit der Person, des ganzen Menschen sei. Immerhin ist Rousseau's Fall geeignet, die relative Berechtigung der alten Anschauung darzuthun. Rousseau war zwölf Jahre lang geisteskrank: Während dieser ganzen Zeit hat er auf verschiedenen Gebieten geistiger Thätigkeit Hervorragendes geleistet und stets blieb sein Wahn auf die falsche Beurtheilung der ihn betreffenden Verfolgung beschränkt. Man mag daher über Monomanie denken, wie man will, man wird in Fällen, wie der Rousseau's ist, immer nur von einer Beschränkung der Verantwortlichkeit nach bestimmten Richtungen hin reden dürfen. Unter dieser Voraussetzung wird die Beurtheilung einzelner Handlungen oder Aeusserungen von Menschen mit irgend einer geistigen Störung sehr schwierig sein, weil bei dem oft verborgenen Zusammenhange der seelischen Vorgänge es nicht immer möglich ist, zu entscheiden, ob die fragliche Handlung oder Aeusserung in Beziehung zu der geistigen Störung stand. Je eher das Letztere möglich ist, um so geneigter wird man sein,

Unglück und Beginn der Krankheit.

von einer moralischen Beurtheilung abzusehen. Leidet Jemand an Verfolgungswahn, so wird leicht auf alle Beziehungen seiner moralischen Person zur Aussenwelt ein falsches Licht fallen, und jede seiner Aeusserungen über diese Beziehungen wird verdächtig sein. Dies gilt auch von dem abgeschwächten oder vielleicht durch die natürliche Kraft seines Geistes in Schranken gehaltenen Wahne Rousseau's. Man wird jede auffällige Aeusserung für sich betrachten müssen und wird zu prüfen haben, ob in ihr etwa ein Widerspruch gegen die Denkweise der gesunden Zeit zu erkennen ist, und ob sie im Sinne des Wahnes gehalten ist. Im Zweifelsfalle wird man besser thun, von einer Entscheidung abzusehen, als aus einer vielleicht nicht zurechenbaren Aeusserung einen Vorwurf zu machen. Auf diese Weise wird man am ehesten ein Unrecht gegen den Kranken vermeiden. Andererseits wird man nicht fehl gehen, wenn man manches doppelt zum Guten rechnet. Wenn ein an Verfolgungswahn Leidender auch Denen gegenüber, in denen er seine Feinde erkennt, nie der Wahrheit untreu wird, wenn er ihnen nicht Böses mit Bösem vergilt, sondern ihre guten Seiten mit Nachdruck hervorhebt, wenn er sogar aus Zartsinn Dinge verschweigt, die er zu seiner Vertheidigung sagen könnte, wenn er überhaupt sich streng beurtheilt, andere mild, so wird man einen derart gerechten Sinn, den auch die Krankheit nicht beugen konnte, des höchsten Lobes würdig finden. Man wird den Mann, der trotz der Verdunkelung seines Geistes kindliche Liebenswürdigkeit bewahrte und unfähig war zu hassen, zweifach bewundern.

Der angebliche Hochmuth Rousseau's.

Diese Erwägungen finden hauptsächlich auf die zweite Hälfte der „Bekenntnisse“ Anwendung. In den ersten sechs Büchern erinnert fast nichts an die geistige Störung Rousseau's. Man ist erstaunt über die sonnige Heiterkeit, die in ihnen herrscht, wenn man bedenkt, welche Stürme vor und nach ihrer Abfassung durch Rousseau's Seele zogen. Rousseau sagt selbst in der Einleitung zum siebenten Buche: „Die erste [Abtheilung] schrieb ich mit Lust und Behagen zu Wootton und zuletzt im Schlosse Trye. Jede Erinnerung, die mir aufstieg, war für mich ein abermaliger Genuss. Mit immer neuem Vergnügen gab ich mich einer jeden hin und konnte, ohne mir Zwang anzuthun, an meinen Schilderungen so lange feilen, bis ich damit zufrieden war“. Ausser vereinzelt Hinweisungen auf sein späteres trauriges Schicksal wirkt auf den unbefangenen Leser nur der Anfang des ersten Buches befremdend. Man hat den letzteren als Beweis für den erstaunlichen Hochmuth Rousseau's angesehen, man könnte mit mehr Recht in ihm den Ausdruck eines durch den Gedanken an die allgemeine Verfolgung krankhaft gesteigerten Selbstbewusstseins erblicken. Auch ich würde mich für die zweite Annahme entscheiden, wenn mich nicht die Erinnerung an frühere ähnliche Aeusserungen bedenklich machte. Man vergleiche die Briefe an Malesherbes und meine einleitenden Bemerkungen dazu. Ueberschätzungsvorstellungen pflegen dem Verfolgungswahne nicht vorauszugehen, sondern sich erst nach seinem jahrelangen Bestehen zu entwickeln. Der berühmte Eingang zu den Bekenntnissen lautet:

Unglück und Beginn der Krankheit.

„Ich gehe an ein Unternehmen, das noch kein Beispiel hat, und das keinen Nachahmer finden wird. Ich will meinen Mitmenschen einen Menschen in aller Wahrheit der Natur zeigen, und dieser Mensch bin ich.

Ich allein. Ich verstehe mein Herz und ich kenne die Menschen. Ich bin nicht wie einer von denen, die ich gesehen habe, ja ich getraue mir zu sagen, nicht wie einer von allen, die gelebt haben . . .

Mag die Posaune des jüngsten Gerichts ertönen, wann sie will. Ich werde kommen und mit diesem Buche in der Hand vor den höchsten Richter treten. Ich werde laut sagen: Hier, so handelte ich, so dachte ich, so war ich. Ich habe das Gute und das Böse mit demselben Freimuthe gesagt . . . Ich habe mich so dargestellt, wie ich war, verächtlich und niedrig da, wo ich es gewesen bin, gut, edel, erhaben da, wo ich es gewesen bin . . . Ewiges Wesen versammele um mich die unzählige Schaar meiner Brüder: Mögen sie meine Bekenntnisse hören, mögen sie über meine Unwürdigkeit seufzen, über mein Unglück erröthen. Möge jeder von ihnen seinerseits vor den Stufen Deines Thrones sein Herz mit derselben Offenheit entfalten und dann sage ein Einziger, wenn er es wagt: Ich war besser als dieser Mensch“.*)

*) Ich finde bei Sainte Beuve (Causeries du lundi, 4. éd., III, p. 78) die Nachricht, dass in der Bibliothek zu Neuchatel ein erster Entwurf Rousseau's vorhanden ist, in dem der Anfang der Bekenntnisse eine andere Gestalt hat. In ihm ertöne die Posaune des jüngsten Gerichts nicht, sondern Rousseau lege sein Vorhaben in längerer philosophischer Auseinandersetzung dar.

Neue Erregung.

Es bleibt schliesslich nichts übrig, als dass Jeder sich selbst fragt, ob er die letzten Worte von sich sagen darf. Vielleicht hat Rousseau nicht ganz so Unrecht, wie es den Anschein hat.

Der Zustand der Ruhe, in dem Rousseau sich an der Botanik*) und an den Jugenderinnerungen erfreute, dauerte bis zum Frühlinge des Jahres 1767. Schon im Winter hatte sich Rousseau brieflich gegen seinen Hauswirth deswegen beschwert, weil dieser erbetene Aufklärungen nicht gebe, und weil seine Diener sich unziemlich gegen den Miether betrügen. Etwas Sicheres darüber, worauf sich Rousseau's Unzufriedenheit mit Davenport bezog und inwieweit sie begründet war, ist nicht bekannt. Es war Davenport gelungen, Rousseau vorübergehend zu beschwichtigen, doch dauerten die anscheinenden oder thatsächlichen Ungebürlichkeiten der Dienerschaft fort, und Rousseau's Erregung wuchs mehr und mehr. Er glaubte, dass sein Briefwechsel durchgängig überwacht werde, dass er überall von Aufpassern umgeben sei, und dass seine Feinde im Begriff seien, sich der Handschrift seiner

*) Ich bin nicht im Stande, Rousseau's botanische Schriften zu besprechen und ihre Verdienste hervorzuheben, und sage hier nur dieses: Die *Lettres élémentaires sur la Botanique* (1771—73) sind mit einem solchen pädagogischen Geschick und solcher Naturfrische geschrieben, dass sie auch heute noch angehenden Liebhabern und Liebhaberinnen der Pflanzenwelt recht empfohlen werden können. Um ihre Benutzung in Deutschland zu erleichtern, soll deshalb auch in allernächster Zeit in demselben Verlage, wie das vorliegende Buch eine deutsche Uebersetzung und Bearbeitung dieser Briefe durch meinen Bruder, Professor Dr. M. Möbius in Frankfurt a. M., erscheinen.

Unglück und Beginn der Krankheit.

„Bekanntnisse“ zu bemächtigen. „Ich bin, schreibt er an Dupeyrou, nach allen Seiten in der Schlinge und ausser Stande, mich aus ihr herauszuziehen. In den Händen von Jedermann kann ich keine Bewegung ausführen, die mich befreien könnte . . . O Schicksal! O mein Freund, beten Sie für mich! Es scheint mir, dass ich die Leiden, die mich niederdrücken, nicht verdient habe“. Von der Sorge um seine Papiere befreite ihn Dupeyrou, indem er einen seiner Bekannten, der sich zufällig in London aufhielt, bewog, sich nach Wootton zu begeben und die gefährdeten Schriftstücke in Verwahrung zu nehmen. Doch Rousseau beruhigte sich nicht. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, dass die Leute, die seine Briefe holten und brachten, die Postbeamten, kurz alle Welt im Dienste seiner Feinde standen, dass es darauf abgesehen war, ihm allen Verkehr abzuschneiden, und ihn dadurch nicht nur des Beistandes, sondern auch des Unterhaltes zu berauben. Bald erschien ihm der Aufenthalt in Wootton unerträglich, und am 1. Mai brach er plötzlich mit Therese auf. Er hinterliess einen an Davenport gerichteten Brief. Darin beklagt er sich über die Behandlung, die er seit Weihnachten in Davenport's Hause erfahren habe, und über die Nichtberücksichtigung seiner Beschwerden durch Davenport. Er verlasse deshalb das Haus. Seine Sachen, sowie den Ertrag aus dem Verkaufe seiner Bücher und Kupferstiche lasse er als Unterpfand zurück. „Ich kenne die Fallstricke sehr wohl, die meiner warten, nicht minder mein Unvermögen, mich vor ihnen zu schützen. Doch ich habe

Die Flucht aus England.

gelebt, und es bleibt mir nur noch übrig, meine mit Ehren zurückgelegte Laufbahn muthig zu beschliessen“. Schliesslich dankt er Davenport herzlich für seine Gastfreundschaft.

Ueber die nächsten Wochen, d. h. über die Zeit seit der Abreise von Wootton bis zur Ankunft in Calais am 22. Mai, liegen nur wenig zuverlässige Mittheilungen vor. Rousseau sprach später nicht gern von dieser Reise und sagte nur, dass sie mit seltsamen Abenteuern verknüpft gewesen sei. In wie weit man einem Berichte Hume's glauben darf, steht dahin, doch dürfte er wenigstens in der Hauptsache richtig sein. Hume schrieb an einen Freund in Paris: „Ich weiss nicht, ob Sie von den letzten Schicksalen des armen unglücklichen Rousseau gehört haben, der ganz und gar irre geworden ist und das grösste Mitleid verdient. Vor ungefähr drei Wochen ist er abgereist, ohne davon Anzeige zu machen, und hat nur seine Haushälterin mit sich geführt, den grössten Theil seines Eigenthums und etwa dreissig Guineen baar zurückgelassen. Man fand auf seinem Tische einen Brief voll von Vorwürfen gegen seinen Wirth, dem er Schuld gab, an meinem Plane, ihn zu entehren, theilgenommen zu haben. Er nahm den Weg nach London. Herr Davenport bat mich, ihn suchen zu lassen und ausfindig zu machen, wie man ihm seine Sachen und sein Geld zurückgeben könne. Vierzehn Tage hörte man nichts von ihm. Endlich empfing der Kanzler einen höchst extravaganten Brief von ihm, der von Spalding in der Grafschaft Lincoln aus datirt war. Er erklärt diesem Beamten, dass er auf

Unglück und Beginn der Krankheit.

dem Wege nach Dover sei, um das Königreich zu verlassen (bemerken Sie, dass Spalding ganz ausserhalb des Weges liegt), dass er aber aus Furcht vor seinen Feinden nicht wage, aus dem Hause zu gehen. Er beschwört den Kanzler, dieser möge ihm einen Führer von Amtswegen geben. Nach einigen Tagen erfuhr ich von Herrn Davenport, dass er einen neuen Brief Rousseau's aus Spalding erhalten habe, in dem er sein lebhaftes Bedauern ausdrücke, über seine unglückliche Lage klage und die Absicht, nach Wootton zurückzukehren, ausspreche. Ich hoffte, dass er seine Sinne wiedergewonnen habe. Ganz und gar nicht. Wenige Stunden später erhielt der General Conway einen Brief von ihm aus Dover, das zweihundert Meilen von Spalding liegt. Er hatte nur zwei Tage gebraucht, um diesen weiten Weg zurückzulegen. Es giebt nichts Verrückteres als diesen Brief. Er nimmt an, dass er Staatsgefangener sei, und zwar durch meinen Einfluss. Er bittet flehentlich um Erlaubniss, das Königreich zu verlassen. Er hebt die Gefahr, ermordet zu werden, in der er schwebe, hervor . . .“

Der Brief Rousseau's an General Conway ist erhalten und bestätigt Hume's Aussagen. Rousseau wendet sich vertrauensvoll an den General. Er sei in einer bestimmten Absicht nach England geführt worden und er könne sich der anscheinend seltsamen Vermuthung nicht erwehren, dass es sich dabei um eine Staatsangelegenheit gehandelt habe. Thatsächlich sei er in England für immer entehrt worden. Der Minister wird begreifen, dass diese Schmach ihm den Aufent-

Der Brief an General Conway.

halt im Lande unmöglich macht. „Aber man will nicht, dass ich es verlasse; ich sehe das, ich habe tausend Beweise dafür . . . Ich aber will aus diesem Lande oder aus dem Leben scheiden und ich fühle wohl, dass ich nicht die Wahl habe. Die unheil kündenden Zeichen, die ich wahrnehme, verrathen mir das Loos, das meiner wartet, wenn ich auch nur Miene mache, mich einschiffen zu wollen. Dennoch bin ich dazu entschlossen, weil alle Schrecken des Todes nicht mit denen zu vergleichen sind, die mich rings umgeben. Ein Gegenstand des öffentlichen Hohngelächters und lauter Verwünschungen sehe ich mich umringt von den Vorboten des furchtbaren Schicksals, das mich erwartet“. Da jedoch sein Tod nicht verborgen bleiben könnte, und damit ein schlechtes Licht auf die englische Gastfreundschaft fallen würde, will er einen Vorschlag machen. Wenn man ihn in Ruhe lasse, will er bei seiner Ehre und Allem, was ihm heilig ist, versprechen, dass er nicht nur den Plan, seine Memoiren zu schreiben, aufgeben, sondern auch nie, weder schriftlich noch mündlich, sich über die in England erduldeten Leiden beschweren werde. Er werde von Hume nie oder nur in ehrenvoller Weise sprechen und werde im Nothfalle seine früheren Aussagen auf seine zum Misstrauen geneigte Stimmung zurückführen. Diese sei in der That vorhanden und habe ihn zu manchem ungerechten Verdachte veranlasst. Auch will er sich verpflichten, nie wieder eine Zeile drucken zu lassen. Rousseau verbreitet sich dann über die Bürgschaften, die er bieten kann. Er will seine Papiere ausliefern, eine feierliche

Unglück und Beginn der Krankheit.

schriftliche Erklärung ausstellen u. s. w. „Sie sehen einen Unglücklichen, der, zur Verzweiflung gebracht, seine letzte Stunde erwartet. Sie können ihn in das Leben zurückrufen, können sein Retter werden, auch jetzt noch den elendesten der Sterblichen zum glücklichsten Menschen machen. Mehr sage ich Ihnen nicht, nur das Eine wiederhole ich: Ich sehe, dass meine letzte Stunde naht; ich bin entschlossen, wenn es sein muss, ihr entgegenzugehen. Ich will sterben oder frei sein; ein Drittes giebt es nicht.“

Endlich liegen noch Angaben von Corancez vor, der behauptet, dass ihm Rousseau mündliche Mittheilungen über seine Flucht aus England gemacht habe. Rousseau habe erzählt, dass er in grosser Furcht und ohne Geld mitzunehmen aufgebrochen sei. In den Wirthshäusern habe er mit Stücken von silbernen Löffeln oder Gabeln bezahlt. „Er kommt zum Hafen, die Winde sind widrig, er sieht in dieser so gewöhnlichen Erscheinung nur ein Complot und höhere Befehle, um seine Abreise zu verzögern . . . Obgleich er die Sprache des Landes nicht kannte, stellt er sich auf eine Anhöhe und spricht zum Volke, das von seiner Rede natürlich kein Wort versteht . . . Endlich gestattet der Wind, dass man abfährt. Er erklärte dann, wie er weder mir, noch sich selbst verhehlen könne, dass dies ein Anfall von Irrsinn gewesen sei. Er war, fügte er hinzu, so stark, dass ich selbst diese würdige Frau (Therese) in Verdacht hatte, mit meinen Feinden im Einverständnisse zu sein“.